



E d i t o r i a l

Liebe Leserinnen und liebe Leser!

Der gesellschaftliche und rechtliche Auftrag, Inklusion umzusetzen und Exklusion zu vermeiden, hat sehr unterschiedlich Ebenen und Dimensionen: Es geht um die Teilhabe im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention, es geht um den akzeptierenden und diskriminierungsfreien Einbezug anderer Minderheiten, und es geht um die Auflösung exkludierender und segregierender Strukturen und Mechanismen in den verschiedenen Feldern der Gesellschaft überhaupt.

In den letzten Jahren entstanden „Inklusionsklassen“, Kinder wurden zu „Inklusionskindern“ – schnell hatte man in der technischen Umsetzung der UN-Vorgaben neue Kategorien und Schubladen geschaffen, die dem Vorhaben eigentlich zuwider laufen. Schließlich geht es doch gerade nicht darum, den Einzelnen besonders zu behandeln, mit dem Ziel, ihn an die Norm anzugleichen, sondern die Gemeinschaften so zu verändern, dass „das Andere“ darin gleichwertig sein und bleiben kann, so wie es ist, mittendrin und akzeptiert, ohne außerhalb oder abseits zu stehen.

In der Anfangsrubrik lenkt unser Autor Moritz Schwerthelm den Blick auf eine Inklusion, die nicht Jugendlichen von außen „zugestanden“ wird, sondern die, mit der geeigneten Unterstützung in den Einrichtungen, zum eigenaktiven demokratischen Aneignungsprozess werden kann. Am Beispiel eines Projekts in NRW zeigt Christopher Rosch anschließend, unter welchen Bedingungen inklusive Praxis in den Einrichtungen „vor Ort und von unten wachsen“ kann.

Die Jugendarbeit trägt aber nicht nur Verantwortung dafür, inklusive Bedingungen in den eigenen Bereichen herzustellen – also Abschottung und Ausgrenzung in den eigenen vier Wänden zu vermeiden –, es geht gleichzeitig auch darum, die jungen Menschen darin zu stärken, im „normalen Leben“, im Quartier, in der Schule, vielleicht sogar in der Familie, die eigene Exklusion zu überwinden. Die JugendarbeiterInnen müssen sich dabei immer wieder

auch selber bezogen auf exkludierende Strukturen und Mechanismen auf der Seite der eigenen Zielgruppen einmischen. Wie das bezogen auf die Schule aussehen kann, beschreibt Kido Kokoscha als Leiter eines kommunalen Jugendhauses in seinem Beitrag: „Jeder hat das Recht, in Freiheit und Würde gebildet zu werden“.

Wie schafft es die Schule, ihren neuen inklusiven Auftrag umzusetzen? Wie geht sie mit „diesen Kindern“ um, die früher separiert und auf die Förderschulen geschickt wurden? Zu dieser Frage äußern sich, aus ihrer jeweiligen Perspektive, die Berliner Schulleiterin und Privatdozentin Dr. Ulrike Becker, Prof. Menno Baumann aus der Perspektive der Intensivpädagogik und der Hamburger Förderschullehrer Jochen Liebach. Ein kooperatives Modell zwischen Jugend- und Schulbehörde zum – möglichst integrativen – Umgang mit „Hamburgs 400 schwierigsten Kindern“ stellen Dr. Kerstin Peters und Herbert Stelter aus der Sicht der Landesbehörde BASFI vor. Zum gleichen Thema haben wir Thomas Juhl, den langjährigen Leiter einer heutigen ReBBZ-Förderschule, gefragt, ob sich, aus seiner Sicht, mit solchen Programmen und Projekten die Lage der Kinder, die im Schulsystem traditionell verloren gehen, tatsächlich verbessert hat und ob sich deren Zahl auf diesem Weg nachweisbar verringern lässt.

Es folgen weitere interessante Beiträge von der systemischen Therapeutin Susanne Pauli, von Sabine Boeddinghaus als Vertreterin des Elternverein Hamburg e.V., von dem Buchautor Bernhard Heinzlmaier und – nicht zuletzt – die Aufsätze von Dr. Andrea Reichenberger, Torsten Dobbeck und Dr. Peter Marquardt, Sandra Peters, Thomas Zurborg, Dr. Wolfgang Hammer und Jan Heitmann.

Das Redaktions-Team wünscht Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, einen sonnigen Spätsommer mit ein wenig Muße und Zeit – auch für das aktuelle FORUM!

*Leonie Wagner, Joachim Gerbing
und Manuel Essberger*